

RACHEL RHYS
Die Perlenvilla

Rachel Rhys

DIE
PERLEN
VILLA

Roman

Deutsch von Elfriede Peschel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Fatal Inheritance« bei
Doubleday, an imprint of Transworld Publishers, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen
wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung
verweisen.



1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2018 by Rachel Rhys

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Susann Rehlein

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Ildiko Neer / Trevillion Images; www.buerosued.de

WR · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0715-2

www.blanvalet.de

In Erinnerung an Fraser Macnaught

*Ich habe zwei Leben in vollen Zügen gelebt
und hundert Mal zu viel geliebt. Ich habe die
Schönheit der Welt geschlürft wie eine Auster.
Wollte beweisen, dass ich mehr wert bin als das
Schlimmste, was ich je getan habe. Aber nachts,
im unbarmherzigen Dunkel, wenn ich mit mir
allein bin, ist das Schlimmste dennoch das
Einzigste, was zählt.*

GUY LESTER

20. Mai 1948

Falls Vera vor Harry ankommt, wird sich ihr ganzes Leben ändern. Eve sitzt da und wartet. Eigentlich sollte sie draußen sein und die Wäsche von der Leine nehmen, bevor sie vollkommen durchweicht ist, aber Eve sitzt da wie aufs Sofa geklebt. Ihre Augen verfolgen das langsame Vorkommen der zwei Regentropfen auf der Scheibe, bis sie sich unten zusammentun, Vera mit Harry eins wird, ohne jedoch den Triumph davongetragen zu haben. Ein kurzes enttäushtes Ziehen im Bauch.

Aber hatte sie diese Lösung nicht als die beste von dreien erachtet? Ganz bestimmt.

Eve mustert den oberen Rand der Fensterscheibe, bis sie zwei weitere Tropfen entdeckt, die sie Bert und Louisa nennt. Aber bevor diese beiden unten ankommen, wird sie vom schrillen Geläute der Türglocke aufgeschreckt.

Es ist Mr. Ward, der Postbote, mit seinem roten, runden Gesicht, das immer vom Schmelz einer wie auch immer gearteten Ausscheidung überzogen ist, sei es Schweiß von der sommerlichen Hitze oder wie jetzt Nieselregen. Er ist freundlich und neugierig und scheint von seinen Interaktionen mit Eve immer etwas mehr zu erwarten, als sie bereit ist, ihm zuzugestehen.

»Da ist einer für Sie dabei«, sagt er und reicht ihr einen Stapel Briefe.

Eve wird es schwer ums Herz. Die einzige Person, die ihr schreibt, ist ihre Mutter, und sie glaubt nicht, heute die geballte Enttäuschung ihrer Mutter aushalten zu können.

Mr. Ward verweilt auf der Treppe, als erwarte er, dass sie den Brief gleich hier und jetzt öffnet und seinen Inhalt mit ihm teilt. Aber Eve hat keine Eile.

»Danke, Mr. Ward«, sagt sie und schließt in dem Moment vor ihm die Tür, als er sein weißes Taschentuch zückt.

Eve wirft sich wieder auf das schäbige Sofa, findet jedoch nicht mehr in den angenehmen Müßiggang von vorhin zurück. Obwohl die Briefe auf dem Flurtisch ihrem Blick verborgen sind, empfindet sie das Wissen darum wie ein lästiges Insekt, das an ihrem Ohr summt.

Ihr Blick fällt auf die hässliche Standuhr an der gegenüberliegenden Wand. Sämtliches Mobiliar gehört Clifford. Dunkle, schwere Möbel, die ursprünglich aus dem Haus seiner Großeltern stammten und von denen sein verbitterter Vater sich nur zögerlich getrennt hatte, nachdem sie und Clifford geheiratet hatten, und zwar mit der Bemerkung, dass Eve sehr wahrscheinlich gar nicht wisse, wie man Mobiliar solcher Qualität pflegt, sodass es mit Sicherheit verkommen werde.

Schön wär's.

Es ist Viertel nach zwölf. Abgesehen von den fünfzehn Minuten um vier Uhr nachmittags, wenn die Radiosendung *Mrs. Dale's Diary* ein wenig Zerstreuung bringt, ziehen sich die verbleibenden Stunden des Tages endlos und leer dahin, begleitet vom Ticken der hässlichen Uhr, das der Stille einen Rhythmus gibt.

Um zwanzig vor sechs wird Clifford nach Hause kommen. Und mit ihm die übliche Aufregung und Vorfreude – *Gesellschaft, Konversation*, gefolgt von der unvermeidbaren Zurückstufung derselben, wenn Clifford sich in seinen Sessel setzt, das rechte Bein über das linke schlägt, wenn sein Gesicht hinter der Zeitung verschwindet und nur noch das gelegentliche Zucken seines rechten Schuhs, der jeden Sonntagabend auf Hochglanz poliert wird, auf Leben hinweist.

In den Anfangstagen ihrer Ehe pflegte sie sich neben seinem Sessel auf den Fußboden zu setzen und ihn über seinen Tag und allerlei Neuigkeiten auszufragen. Aber dem hatte er schon bald einen Riegel vorgeschoben. »Ich leite eine Firma, meine Liebe. Den ganzen Tag lang habe ich mit Leuten zu tun, die etwas von mir wollen. Wenn ich nach Hause komme, würde ich ein wenig Ruhe begrüßen. Das wirst du sicherlich verstehen.«

Und so wartet sie stets bis zum Abendessen.

Der Regen scheint aufgehört zu haben, lässt jedoch den Tag als graue Suppe zurück. Durch das Erkerfenster kann sie das gegenüberliegende Erkerfenster von Nummer neununddreißig sehen. Die spiegelbildliche Entsprechung dieses Hauses. Eine Doppelhaushälfte mit seitlicher Garage und einem ordentlichen Zugangsweg, der zu einer bleiverglasten Eingangstür führt. Bewohnt wird es von zwei älteren Schwestern, die Eve, obwohl sie nun schon seit fast zwei Jahren hier wohnt, nur als die Misses Judd kennt. Manchmal sieht sie die eine oder die andere der Misses Judd an einem der Fenster im ersten Stockwerk stehen und auf die Straße hinausschauen. *Ich werde da bei Gelegenheit vorbeigehen*, sagt sie sich dann jedes Mal. *Wer weiß, was die für Geschichten zu erzählen haben.*

Wir könnten Freundinnen werden. Aber sie tut es dann doch nie.

Das Wissen, dass auf dem Flurtisch der Brief ihrer Mutter auf sie wartet, lastet schwer auf ihr. Schließlich hält sie es nicht länger aus. Sie steht auf, durchquert das Wohnzimmer mit seinem dicken weinfarbenen Teppich und ist wieder im Flur, wo sie sich den Briefstapel schnappt und ungeduldig all die Briefe aussortiert, die an Mr. C. Forrester adressiert sind, bis sie zu dem mit ihrem Namen kommt.

Aber ... *oh.*

Anstelle der verkrampften präzisen Handschrift in blauer Tinte, mit der ihre Mutter üblicherweise die dünnen, blassblauen Umschläge adressiert, wurde die Adresse auf dickes gelbliches Papier getippt. *Mrs. Eve Forrester.*

Eve spürt ein zartes Kribbeln ihrer Nervenenden. Sie legt die restliche Post zurück und wandert wieder ins Wohnzimmer. In den Salon, wie Clifford es genannt haben möchte. Wie immer, wenn sie die Schwelle überschreitet, hat sie ein Gefühl, als würde sie sich in eine feste Masse hineinbewegen und diese verformen. Sie nimmt wieder ihren Platz auf dem Sofa ein, sitzt diesmal allerdings in aufrechter Position auf der Polsterkante, die Füße fest auf dem Boden. *Wie albern,* tadelt sie sich, *eines Briefes wegen aufgeregt zu sein.* Sie schlitzt den Umschlag auf und findet ein dreifach gefaltetes Blatt Hanfpapier darin, das allein schon durch seine Dicke überzeugt. Genüsslich faltet sie es auseinander und liest als Erstes den dick gedruckten Briefkopf.

Pearson & Wilkes
Anwälte / Notare

Es ist ein Prägedruck, und sie streicht mit ihrer Fingerspitze über die erhabenen Buchstaben. Nachdem sie tief Luft geholt hat, liest sie weiter.

»Bist du dir sicher, dass hier kein Irrtum vorliegt?« Der Blick, mit dem Clifford sie ansieht, legt nahe, dass nur ein Irrtum vorliegen *kann* und sie diejenige sein wird, die sich geirrt hat.

»Der Brief ist eindeutig an mich adressiert. Und was den Inhalt betrifft, kann auch da keine Verwechslung vorliegen. Ich werde aufgefordert, mich am nächsten Dienstag in den Geschäftsräumen dieser Kanzlei in London einzufinden, um dort etwas zu erfahren, das zu meinem Vorteil ist. Ist das nicht wunderbar geheimnisvoll?«

»Es ist verteufelt unpassend, das ist es. Ich habe am nächsten Dienstag eine wichtige Sitzung.«

»Dann hast du also die Absicht mitzukommen?«

Clifford sieht sie blinzelnd an, als hätte sie gerade aus nur ihr erklärlichen Gründen begonnen, Suaheli zu sprechen.

»Natürlich muss ich mitkommen. Die ganze Angelegenheit klingt verdächtig. Wir haben keine Ahnung, wer diese Pearson und Wilkes sind oder wen sie vertreten. Wir wissen nur, dass sich das als Schwindel erweisen könnte, und ich fürchte, dass du, meine Liebe, dessen wehrloses Opfer bist. Vergiss nicht, Eve, dass du direkt von zu Hause hier eingezogen bist. Du hast sehr wenig Erfahrung darin, auf dich aufzupassen.«

Clifford ist noch mit Essen beschäftigt, und ein weißes Kartoffelbröckchen hat sich in seinem Schnauzbart verfangen. Eve beobachtet das Auf und Ab des Krümel beim Sprechen. Ihre Begeisterung von vorhin lässt nach.

Am Ende wird es sich wohl doch als Irrtum erweisen. Als Schwindel, wie Clifford meint. Sie werden aus London zurückkommen, und alles wird so sein wie immer.

»Aber sie bieten an, sämtliche Reisekosten zu übernehmen«, erinnert sie sich jetzt. »Würde man das denn tun, wenn eine Hinterlist vorläge?«

Clifford, der mit der Gabel auf halbem Weg zu den Lippen innegehalten hat, schiebt sich jetzt einen braunen Klumpen Leber in den Mund. Er kaut eine Ewigkeit darauf herum. Mrs. Jenkins, die zwei Vormittage in der Woche kommt, um zu kochen und sauber zu machen, hält beim Zubereiten von Fleischgerichten nicht viel von behutsamem Garen. »Wer weiß, welche Keime sich darin verbergen«, erklärte sie Eve das eine Mal, als diese es wagte, sie zu bitten, ihre kostbaren Koteletts, auch drei Jahre nach Ende des Kriegs noch rationiert, etwas weniger fest durchzubraten. Clifford schluckt, und Eve verfolgt den Fortschritt des Klumpens durch die Kehle ihres Ehemannes. Endlich spricht er wieder.

»Die erste Geschäftsregel lautet, dass man jemandem so lange nicht traut, bis derjenige sich als vertrauenswürdig erwiesen hat, und das ist eine Regel, die auch im sonstigen Leben angewendet werden sollte. Andernfalls wird man dich übervorteilen. Ich werde mein Bestmögliches tun, meine Sitzung so zu verschieben, dass ich dich begleiten kann.«

Er tupft sich mit seiner Serviette die Mundwinkel ab und entfernt dabei auch das Bröckchen. Wie üblich bleiben seine dicht zusammenstehenden blauen Augen auf einen Punkt hinter Eves Schulter fixiert, sodass sie ständig das Gefühl hat, er rede mit jemand anderem.

»Danke«, sagt sie.

2

25. Mai 1948

»Sie werden dies alles sicherlich höchst irritierend finden.« Mr. Wilkes hebt eine seiner pummeligen Hände und präsentiert mit ausholender Geste sein Büro. »Bestimmt denken Sie: *Worum zum Teufel geht es hier?*«

Seine braunen Augen, die in ein rundes Gesicht eingebettet liegen wie die Glasaugen des Teddybären, den Eve als Kind hatte, sind ausschließlich auf sie gerichtet. Die Erfahrung, angeschaut zu werden, ist ihr so fremd, dass ihre Wangen zu brennen anfangen und sie den Impuls niederringen muss, ihre Hand zu heben und zu überprüfen, wie heiß sie sind.

»Wir sind neugierig, wie Sie sich vorstellen können«, antwortet Clifford.

Während der ganzen Zugfahrt von Sutton hierher war er abweisend und einsilbig gewesen und hat Eve nicht im Zweifel darüber gelassen, was für ein Opfer er erbringt, indem er sie bei dieser vergeblichen Mission begleitet. Als sie versuchte, ihn in ein Gespräch über den schrecklichen Mord an der armen kleinen June Anne Devaney zu verwickeln, von dem alle Zeitungen voll waren, fuhr er ihr über den Mund mit der Erklärung, er weigere sich, »leichenfledderischem Klatsch« zu frönen. Seit sie jedoch in dem großen Eckgebäude in einer noblen Seitenstraße der

Chancery Road angekommen und im soliden Lift zu den Kanzleiräumen von Pearson & Wilkes hochgefahren sind, hat er sich merklich entspannt.

Jetzt wirkt er fast ungeduldig. Kaum hatten sie an dem ovalen Tisch Platz genommen, beugte er sich vor und ließ sich über den massiven Eichenschreibtisch und das moderne Telefonsystem in dem Büro aus. »In so eines werde ich auch investieren müssen«, sagte er und ergänzte: »In meiner eigenen Firma.« Dass er sich als Mann mit Vermögen ausgab, war Eve um seinetwillen peinlich, wie sie überrascht feststellte.

»Ich werde Sie gleich erlösen«, verspricht Mr. Wilkes und strahlt dabei, als stünde ihnen allen ein riesiger Spaß bevor. »Tatsache ist, dass ich einen Klienten – einen überaus geschätzten Klienten – namens Guy Lester hatte. Kommt Ihnen dieser Name irgendwie bekannt vor?«

Unter dem Blick seiner braunen Augen hat Eve das unangenehme Gefühl, *gesehen* zu werden.

»Allem Anschein nach nicht. Was schade ist. Denn bei meinem letzten Telefonat mit Mr. Lester hat sich in mir die Vorstellung festgesetzt, dass er vorhatte, Sie persönlich zu kontaktieren, Mrs. Forrester, um sich Ihnen zu erklären.«

»Wer ist er? Dieser Guy Lester?« Clifford will die Kontrolle über die Situation behalten und miteinbezogen werden.

»*War*. Leider ist Mr. Lester vor zehn Tagen ganz plötzlich verstorben. Es war uns bekannt, dass er nicht ganz gesund war, aber es gab keinen Hinweis darauf, dass er so rasch von uns genommen würde. Er lebte dauerhaft in Südfrankreich und kam nur ein-, zweimal hierher in die Kanzlei. Machte sich aber nichtsdestotrotz sehr beliebt.«

Eve wird gewahr, wie Clifford sich in dem gepolsterten Ledersessel ein wenig aufrichtet, beinahe kann sie sein Gehirn arbeiten hören.

»Tatsache ist, Mrs. Forrester, dass Mr. Lester Sie in seinem Testament bedacht hat.«

»Mich?«

»Aber warum?«, hakt Clifford nach. »In welchem Verhältnis stand dieser Mr. Lester zu *meiner Frau*?«

Die beiden letzten Worte betont er, als wolle er Besitzansprüche erheben. Eve ist ein klein wenig irritiert, was sie sich allerdings nicht erklären kann. Denn kurz nach ihrer Eheschließung vor nunmehr fast zwei Jahren hatte sie selbst in Gesprächen immer wieder nach Anlässen gesucht, die Formulierung »mein Ehemann« einfließen zu lassen, und es hatte sie erregt, wenn Clifford sie seine Ehefrau nannte. Jetzt fällt ihr auf, dass sie ihn das schon lange Zeit nicht mehr hat sagen hören.

Mr. Wilkes sitzt hinter seinem Schreibtisch auf einem Stuhl, der seinem beträchtlichen Umfang in keiner Weise gerecht wird. Die längeren Strähnen seiner ordentlich über dem Ohr gescheitelten ergrauenden Haare sind über seinen kahlen Schädel gekämmt. Seine dunkle Weste spannt über dem Bauch.

Clifford hingegen ist schlank und sieht gut aus. Jedenfalls fand Eve das einmal. Er hat dichtes helles Haar, auf das er ziemlich stolz ist, auch sein Schnauzbart ist üppig, und seine Nägel sind sehr gepflegt. Eve war überrascht gewesen, wie viel Aufmerksamkeit Clifford seiner Körperpflege widmet, wie genau er es mit seiner Kleidung nimmt und wie heikel er ist, was das Haareschneiden angeht.

Aber Mr. Wilkes macht einen sehr freundlichen Ein-

druck. Selbst wenn er die Stirn runzelt wie jetzt, scheint dies im Geiste der Empathie und nicht des Tadels zu geschehen.

»Es tut mir leid, aber ich tappe hinsichtlich der Verbindung, die zwischen Mr. Lester und Mrs. Forrester besteht, genauso im Dunkeln wie Sie, sofern eine solche Verbindung überhaupt existiert.«

»Unsinn«, wirft Clifford ein. »Es muss eine Verbindung geben. Leute überlassen doch nicht einfach wildfremden Leuten etwas. Du musst sofort Kontakt zu deiner Mutter aufnehmen, Eve. Wir können ein Telegramm schicken. Sie wird etwas darüber wissen.«

»Wenn ich Ihnen einen Vorschlag machen dürfte.« Für jemand seines Formats hat Mr. Wilkes eine sehr anmutige Art zu sprechen. Eve ist dankbar für seinen Einwurf. Sie möchte ihre Mutter außen vor lassen, fernhalten von dieser Kanzlei, um ihr keine Gelegenheit zu geben, diesen Funken der Begeisterung auszulöschen, den sie seit Eintreffen des Briefes in sich trägt. Mr. Wilkes fährt fort: »Unsere Erfahrung hat uns gezeigt, dass Empfänger potenziell wertvoller Hinterlassenschaften es oft vorziehen zu warten, bis sie volle Gewissheit über die Faktenlage haben, und erst dann entscheiden, ob sie andere darüber informieren möchten oder nicht.«

»Sie gehen also davon aus, diese Erbschaft könnte wertvoll sein?« Clifford sitzt inzwischen nur noch auf der Kante seines Sessels und reckt sich dem rundlichen Nachlassverwalter so weit entgegen, dass man befürchten muss, er werde gleich vornüberkippen.

»Auch diesbezüglich muss ich Sie enttäuschen, Mr. Forrester. Tatsache ist, dass ich vom Wesen der Hinterlassenschaft keine Kenntnis habe.«

»Das verstehe ich nicht.« Eve hört den verräterisch scharfen Ton der Ungeduld in Cliffords Stimme. »Wenn Sie es nicht wissen, Mr. Wilkes, wer dann?«

»Die genauen Einzelheiten bezüglich Mrs. Forresters Erbschaft sind in einem Nachtrag zu Mr. Lesters Testament enthalten, den sie sich vorlesen lassen kann, sobald sie im Büro von Mr. Lesters Notar Monsieur Bernard Gaillard in Cannes vorstellig wird.«

»Wie bitte?« Cliffords Ausruf platzt wie ein Hustenanfall aus ihm heraus. »Sie werden doch nicht allen Ernstes von uns erwarten, dass wir alles stehen und liegen lassen und zu enormen Kosten hinunter nach Südfrankreich fahren, nur um herauszufinden, was oder was nicht meiner Ehefrau von einem Mann hinterlassen wurde, von dem keiner von uns bisher auch nur gehört hat?«

Mr. Wilkes blickt gequält. »Ich verstehe durchaus, wie überraschend das für Sie sein muss, Mr. Forrester. Doch Monsieur Gaillard hat uns angewiesen, sämtliche Reisekosten zu übernehmen – erster Klasse natürlich – sowie für den Aufenthalt im prächtigen Appleton Hotel aufzukommen. Obwohl es Ihnen freisteht, ein anderes Hotel zu wählen.«

»Das steht leider ganz außer Frage. Ich bin Geschäftsmann, Mr. Wilkes. Ich leite ein sehr gefragtes Fuhrunternehmen. Ich kann nicht einfach auf Reisen gehen.«

Clifford beschreibt das Unternehmen, das er vor drei Jahren gegründet hat, immer als großen, aufstrebenden Konzern, doch das eine Mal, als Eve seine Räumlichkeiten am Stadtrand aufgesucht hat, fand sie diese beengt und ziemlich deprimierend: ein staubiger Hof, zwei oder drei ungenutzte Lastwagen. Und sie fragt sich manch-

mal, warum sie sich, wenn es bei ihm doch so gut läuft, nicht ein paar eigene Möbel leisten können oder warum Mrs. Jenkins nicht an fünf Vormittagen in der Woche kommen kann anstatt nur an zweien. Natürlich muss in dieser Nachkriegszeit jeder, der ein Geschäft hat, Einbußen hinnehmen, aber es ist vor allem der Widerspruch zwischen Cliffords Reden und dem Leben, das sie führen, der Eve seltsam aufstößt.

»Das verstehe ich voll und ganz, Mr. Forrester.« Der stattliche Nachlassverwalter bedenkt Clifford mit einem Blick, der zu sagen scheint: *Wir, die vermögenden Männer, stehen doch unter enormem Druck.* »Aber bei allem Respekt, zur Testamentseröffnung ist nur die Anwesenheit von Mrs. Forrester erforderlich.«

»Unmöglich. Eve ist leider keine Abenteurernatur, Mr. Wilkes. Sie hat ein behütetes Leben geführt. Sie wagt sich nur höchst selten ins Zentrum von Sutton, wie soll sie da den Ärmelkanal überqueren und durch ein Land reisen, dessen Sprache sie nicht spricht.«

»Nun, das stimmt so nicht ganz.« Eve ist selbst überrascht, dass sie Clifford in aller Öffentlichkeit widerspricht. »Ich spreche durchaus Französisch. Ich habe es in der Schule gelernt. Zugegeben, nicht gut, aber sicherlich ausreichend, um zurechtzukommen.«

Mr. Wilkes strahlt, als hätte sie ganz allein den Weltfrieden herbeigeführt. »Ausgezeichnet. Und um alle Arrangements kümmern wir uns, oder Monsieur Gaillard von seinem Büro in Cannes aus. Sie werden also nur noch eine kleine Tasche packen müssen und *voilà!*«

»Aber das ist doch lächerlich«, wendet Clifford ein. »Es muss doch eine Möglichkeit geben herauszufinden, was genau ihr überlassen wurde, ohne dass sie dafür ans

Ende der Welt reisen muss. Es könnte ja alles sein. Ein Gemälde. Oder ein *Buch*.«

Das Wort »Buch« betont Clifford, als stünde es für den geringsten Wert, den er sich vorstellen kann.

»Das ist richtig, ich habe keine Ahnung, was Mrs. Forrester zgedacht wurde. Und natürlich obliegt es Ihnen beiden zu entscheiden, ob Sie bereit sind, eine solche Reise zu unternehmen. Aber Sie sollten wissen, dass Mr. Lester ein sehr wohlhabender Mann war. Sein Großvater machte Ende des letzten Jahrhunderts ein Vermögen in Indien und in Hongkong, und Mr. Lester wurde als Erbe ein recht beträchtlicher Fonds zuteil.«

Am Abend liegt Eve im Bett und verfolgt, wie Clifford seine Hose erst exakt an der Bügelfalte ausrichtet, bevor er sie in den riesigen Mahagonischrank hängt, der ihr Schlafzimmer beherrscht.

»Mir gefällt das nicht«, sagt er zum wiederholten Male, seit sie die Kanzlei von Pearson & Wilkes am frühen Nachmittag verlassen haben. »Es gefällt mir überhaupt nicht.«

In seinem steifen blauen Pyjama sitzt Clifford auf der Bettkante und zieht seine Uhr auf, bevor er sie auf seinem Nachttisch so ausrichtet, dass das Zifferblatt zu sehen ist, wenn er liegt. Das hat er auf dieselbe Weise bisher an jedem Abend ihrer Ehe getan, aber plötzlich überkommt Eve das Gefühl, zu verkümmern und zu sterben, wenn sie diese Prozedur auch nur noch ein einziges Mal mit ansehen muss.

Als Clifford das Laken und die Daunendecke zurückschlägt, um ins Bett zu steigen, lässt der kalte Lufthauch Eve auf der Suche nach Wärme instinktiv näher an ihn

heranrücken. Sie legt ihre Füße auf seine. Obwohl kalt, sind sie doch der einzige Bereich von ihm, der nicht von Baumwolle bedeckt ist. Sie spürt, wie er sich neben ihr versteift, aber er rückt nicht von ihr ab, wie er das sonst manchmal tut.

Ermutig legt sie eine Hand auf seine Brust, um diese dann, als auch das widerstandslos hingenommen wird, auf Wanderschaft über seinen Körper zu schicken. Unvermittelt reißt er seinen Arm hoch, knipst das Licht aus und taucht sie beide in Dunkelheit. Es folgt das übliche schweigsame Hantieren mit der Pyjamahose, und dann ist er abrupt in ihr und, kaum entfährt ihr ein »Oh«, schon ebenso abrupt wieder fertig und draußen, und nur ein Rinnsal entlang ihres Schenkels beweist, dass er überhaupt dort war.

»Mache ich was falsch?«, fragt sie, als er seine Pyjamahose hochzieht und von ihr abrückt. »Gibt es etwas, das du gerne anders hättest?«

»Warum musst du immer diese fürchterlichen Fragen stellen? Ich habe dir schon mal gesagt, es gibt nichts anderes. Man macht es ganz einfach so.«

Eve, die über mehr Lebenserfahrung verfügt, als Clifford ihr zugesteht, weiß, dass man es nicht *einfach* so macht. Die zahlreichen Tändeleien mit Archie in vollgestellten Garderoben oder auf einsamen Parkbänken haben ihr gezeigt, dass Sex nicht wortlos und trocken und in Sekundenschnelle vorbei sein muss.

Seite an Seite liegen sie im Dunkeln.

Clifford räuspert sich. »Ich habe nachgedacht. Vielleicht würde es dir guttun, nach Frankreich zu reisen. Könnte dein Selbstvertrauen stärken.«

Und obwohl Eve sich fragt, ob er einfach ein paar Tage

hiervon befreit, von ihr befreit, sein möchte, schießt Hoffnung wie ein heißer Blitz durch ihre Adern.

Noch lange nachdem Clifford sich von ihr abgewandt und zu schnarchen begonnen hat, liegt sie wach, um dem zarten Rinnsal auf seinem Weg entlang ihres Schenkels nachzuspüren und sich vorzustellen, es wäre eine Fingerspitze.

3

31. Mai 1948

Le Train Bleu.

Von dem Moment an, als Mr. Wilkes beschrieb, dass sie im Nachtzug Le Train Bleu von Paris an die Côte d'Azur reisen würde, hat Eve sich die Worte immer wieder auf der Zunge zergehen lassen und sich Fantasien hingegen. Aber auf Luxus dieser Art war sie nicht vorbereitet gewesen. Die Erregung, als der Zug den prächtigen Gare de Lyon mit seinem hohen Glaskuppeldach und den geschäftigen kleinen Cafés verlässt, reißt sie mit.

Sie spürt bereits die wachsende Distanz zu Clifford. Holt sich noch mal vor ihr geistiges Auge, wie er am Morgen steif auf dem Bahnsteig der Victoria Station stand. Nachdem er ihr eine lange Liste von Typen beschrieben hatte, vor denen sie sich in Acht nehmen und die sie meiden sollte, fügte er dieser nun, da die Abfahrt rasch näher rückte, noch wütend etwas hinzu. »Sei auf der Hut vor Zigeunern«, schärfte er ihr ein. »Die Frauen werden dich zu ködern versuchen, indem sie dir sagen, wie hübsch du bist, oder dir eine Blume anbieten, und dann, peng!« Er klatschte in die Hände, und sie zuckte zusammen. »Schon haben sie dich auf einem weißen Sklavenmarkt verkauft.«

»Ich denke wirklich nicht ...«, hatte Mr. Wilkes versucht, etwas einzuwenden.

Doch Clifford war ihm ins Wort gefallen. »Wir sind Männer von Welt«, hielt er dagegen, »aber ich fürchte, meine Ehefrau könnte leichte Beute werden, wenn sie an den Falschen gerät.«

Es war egal, wie oft Mr. Wilkes erklärte, dass sie bei ihrer Ankunft in Cannes abgeholt und in ihr Hotel geleitet werde. Clifford blieb bei seiner Überzeugung, dass, sobald sie aus dem Zug stieg, Diebe und anderes Gesindel über sie herfallen würden.

Der Abschied war peinlich und unangenehm gewesen. Mr. Wilkes war – nachdem er ihr eine Schachtel Minzbonbons geschenkt hatte, was von Clifford mit äußerstem Misstrauen beäugt wurde – bereits in die Kanzlei zurückgekehrt. Eve ging davon aus, dass er ihnen auf seine übliche diskrete Art Raum für einen ungestörten Abschied geben wollte. Was jedoch nicht nötig gewesen wäre. Schon lange vor Abfahrt des Zuges war ihnen der Gesprächsstoff ausgegangen, und schließlich hatte Clifford gemeint: »Steig am besten schon mal ein, bevor er noch ohne dich abfährt«, worauf sie einen Schritt aufeinander zugemacht hatten, Eve in der Absicht, ihm einen Kuss auf die Lippen zu geben, wohingegen er im selben Moment zum Wangenkuss ansetzte, sodass sie am Ende Barthaare im Mund hatte.

»Pass auf dich auf«, hatte er in letzter Minute gemurmelt, als er ihr die Stufen hinauf in den Zug half. Da sie ihm dabei den Rücken zugewandt hatte, dauerte es etwas, bis sie seine Worte begriff, doch da war sie schon im Zug, und hinter ihr stieg jemand anderer ein. Von ihrem Sitzplatz aus hatte sie ihn beobachtet, wie er stirnrunzelnd auf seine Uhr sah und dann hoch zum Bahnhofsdach blickte. Überallhin, nur nicht in das Abteil, in dem

sie saß und angespannt lächelte und sich wünschte, der Zug würde endlich losfahren.

Wie unwohl er sich in seiner Haut fühlt, hatte sie gedacht. *Ich sollte noch mal rausgehen. Und mich richtig verabschieden*, hatte sie überlegt, sich aber nicht vom Fleck bewegt. Und schließlich hatte der Zugführer gepfiffen und der Zug sich in Bewegung gesetzt und den steif verharrenden Clifford zurückgelassen, einen Arm zum Gruß erhoben.

Nun sitzt sie gemütlich im Speisewagen und lutscht den Rest von Mr. Wilkes' Minzbonbons – seltsam, dass sie in der Mitte ein Loch haben. Sie betrachtet die Holztäfelung und die weiße, gestärkte Tischwäsche und die Messinghaken an den Wänden für Taschen und Mäntel. Es gibt Kellner in weißen Jacken und auf jedem Tisch schmale Blumenvasen sowie blau-goldene Teller und Servietten, gefaltet wie Muschelschalen. Dazu das erwartungsvolle Summen von Menschen, die in Gedanken bereits bei ihrem ersten Cocktail im Freien sind, den ersten Sonnenstrahlen.

Zuvor hatte sie ihre Reisetasche in ihrem Schlafwagenabteil ausgepackt, das sie zu ihrem Erstaunen ganz für sich allein hatte. Die Polsterbank ließ sich in ein Bett verwandeln, ein schmales Regal nahm ihre Sachen auf, und unter sich spürte sie das gleichmäßige und beruhigende Rollen der Räder. Hier hatte sie sich ihrer Reisekleidung entledigt: des Kostüms aus schwerem Wollstoff mit dem dazu passenden marineblauen Hut. Nun trug sie ein braunes, leicht tailliertes Kreppkleid mit weitem Rock. Kein neues Kleid, aber »von guter Qualität«, wie ihre Mutter betonte, als sie es kurz vor dem Krieg gemeinsam gekauft hatten. *Wie klug von dir, dir ein Kleid in der exakten Farbe*

deiner Augen auszusuchen, hatte Archie gemeint, als sie es das erste Mal anhatte. Jetzt ist es am Saum gestopft, weil sie in der Hast gestürzt war, als sie zum Luftschutzbunker mussten.

Sobald die Kleiderrationierung endet, wird sie das verdammte rosa Bezugsscheinheft verbrennen und sich einen Schrank voller Kleider in allen Farben des Regenbogens kaufen. *Dann hat es ein Ende mit Sparen und Flickern*, sagt sie sich und vergleicht ihr tristes Erscheinungsbild mit dem der französischen Mama und den beiden Töchtern im Teenageralter am Tisch hinter ihr, alle drei ein Bild mühelosen Schicks, in ihren pastellfarbenen Pullovern und passenden Wollröcken. Doch sofort drängt sich ihr die unvermeidliche Frage auf, wo sie diese neuen Kleider tragen soll. Und für wen? Insgesamt jedoch scheint es sich bei den anderen Dinierenden vorwiegend um Engländer zu handeln. Zu ihrer Rechten erzählt ein Mann, der in etwa ihr Alter haben dürfte, seinen Tischgenossen, einem Mann und einer Frau, eine lange, verschachtelte Geschichte, bei der es um einen verpassten Zug und eine darauf folgende wilde Nacht in Paris geht. Die Frau hat kräftige blonde Haare, die in Wellen auf ihre Schultern fallen, und ein hübsches, wenn auch mürrisches Gesicht. Sie trägt ein blaues Seidenkleid mit langen wogenden Ärmeln, die in engen Manschetten enden, und in einer Zigarettenspitze pafft sie eine Zigarette nach der anderen.

»Also ehrlich, Duncan«, sagt sie gelangweilt, als würde allein schon das Öffnen ihres blutrot angemalten Mundes sie erschöpfen, »musst du wirklich mit aller Macht ein Lotterleben inszenieren? Sollte sich das nicht ganz natürlich ergeben?«

Der Mann neben ihr ist ein wenig älter. Anfang dreißig,

vermutet Eve. Im Unterschied zu dem ersten Mann, der weiche, kaum konturierte Gesichtszüge hat und dessen recht lange Haare nicht über seine Stirnglatze hinwegtäuschen können, ist der andere breiter gebaut und kompakter, hat ein Grübchen am kantigen Kinn und Augen von erstaunlichem Grün. Er trinkt Whisky und lässt seine Blicke durch das Abteil schweifen, als interessierten ihn seine Gefährten nicht sonderlich. Für einen kurzen Moment treffen sich ihre Blicke, aber seiner gleitet gleich darauf an Eve ab, als wäre sie so wenig von Interesse wie das Mobiliar des Speisewagens.

Am Tisch direkt vor Eve sitzt ein Paar mittleren Alters und stochert in einvernehmlichem Schweigen in der Vorpeise aus pochiertem Lachs.

»Wollen Sie sich nicht zu uns setzen?«, sagt die Frau, als sie aufblickt und Eve ansieht. »Wie Sie sehen, haben wir eine Flasche Wein und können Hilfe gebrauchen, um sie zu leeren.«

Eve spürt, wie sie errötet. Die Angst, das Objekt von jemandes Mitleid zu sein, sitzt tief. Aber das Lächeln der Frau ist freundlich und aufrichtig, außerdem fiele ihr keine vernünftige Entschuldigung ein. Also erhebt sie sich linkisch und begibt sich zu ihrem Tisch. Im Vorbeigehen streift der Blick des Mannes mit den grünen Augen sie ein zweites Mal.

Das Paar, zu dem sie sich gesetzt hat, stellt sich als Rupert und Ruth Collett vor.

»Gott sei Dank haben Sie uns davor bewahrt, noch eine weitere Mahlzeit zu zweit einnehmen zu müssen«, sagt Ruth.

»Die arme Ruth hat all meine Scherze schon hundertmal und öfter gehört«, ergänzt ihr Ehemann. »Sie holt

wildfremde Leute von der Straße ins Haus, nur um sie nicht ertragen zu müssen.«

Rupert ist groß und breitschultrig, hat ein freundliches Gesicht und einen Hundeblick. Seine Frau hingegen ist zierlich und hat ein ausgezehrtes, seltsam umwölkttes Gesicht, in dem sich nun wie ein einzelner Sonnenstrahl ein Lächeln zeigt.

Sie befragen Eve zu ihrer Reise und bekunden, dass deren geheimnisvoller Anlass auch sie fasziniert. »Mein Mann denkt, ich werde zum Zielobjekt von Schwindlern und Betrügern«, wirft Eve ein, wobei sie sich bereits die leicht amüsierte Sprechweise der Colletts zu eigen macht, ohne zu bemerken, dass sie mit ihrer Offenheit bereits gegen Cliffords Rat verstoßen hat.

»Das wäre durchaus möglich«, sagt Rupert ernst. »Andererseits könnten Sie aber auch entdecken, dass Sie Prinzessin Galina Nikolajewna, heimliche Tochter der Großherzogin Anastasia Nikolajewna und somit die letzte überlebende Erbin des Romanow-Vermögens sind.«

»Ich gebe Ihrer Variante den Vorzug«, sagt Eve gutgelaunt.

Es ist ein fröhliches Mahl. Die Colletts erweisen sich in Hinblick auf ihr Reiseziel als weitaus informierter als Eve. Ruth täuscht Empörung darüber vor, dass Eve noch nicht vom Ereignis der Saison gehört hat – der in der kommenden Woche stattfindenden Hochzeit von Laurent Martin, Erbe des Vermögens der Martin-Reederei, und dem Filmstar Gloria Hayes. »Jeder von Rang und Namen wird runter an die Côte d'Azur kommen«, berichtet Ruth ihr. »Wir werden keinen Schritt tun können, ohne einem Matinée-Idol oder jemandem aus dem englischen Königshaus über den Weg zu laufen.«

»Da werde ich längst wieder abgereist sein.« Eve lächelt. »Sie werden ohne mich über Marlene und Greta und Wallis stolpern müssen.«

Erst als Eve von ihren neuen Freunden wissen möchte, warum sie in diesem Zug sitzen, erfährt der fröhliche Umgangston einen Dämpfer.

»Wir sind wegen unseres ältesten Sohnes hier, wegen Leo«, sagt Ruth mit eigenartigem Gesichtsausdruck.

»Also das, meine Liebe ...«

»Er kam 1944 bei der Operation Dragoon ums Leben.«

»Oh! Das tut mir sehr leid.«

Eve, die gerade ihren Nachtisch verzehrt, hält sich die Hand vor den Mund. Gespräche dieser Art sind auch ihr nur allzu vertraut. Tod und Verlust sind Bestandteile bei- nahe jeder Konversation. Gewöhnt hat sie sich allerdings nie daran. Die Kunst, die Tragödien anderer beim Nachmittagsstee oder in der Schlange vor dem Postamt zu verhandeln, beherrscht sie nur mangelhaft.

»Sein Fallschirm ist nicht aufgegangen«, erläutert Rupert. »Er hatte einfach Pech. Der Rest dieser Operation war ein grandioser Erfolg, wie Sie wahrscheinlich wissen werden.«

Die auf die überraschende Invasion der Alliierten an den Stränden der Côte d'Azur folgende siegreiche Vertreibung der Deutschen aus Südfrankreich wurde häufig als einer der Wendepunkte des Kriegs bezeichnet.

»Dann ist er also in Frankreich begraben?«

Rupert schüttelt den Kopf.

»Er starb nicht sofort. Er lag ein paar Tage lang im Hospital von Marseille, dann transportierte man ihn nach Hause, aber er hat die Reise nicht überlebt«, sagt er. »Wir sind nur hier, weil wir ein Gefühl dafür bekommen

möchten, wie er seine letzten Tage verbracht hat. Wir fahren nach Marseille, werden von dort am nächsten Tag in östlicher Richtung weiterreisen, um zu sehen, wo er runtergekommen ist, und umrunden dann Saint-Raphaël und die Strände, an denen die anderen Kameraden gelandet sind. Wir verbinden das mit einem Urlaub.«

»Leo würde uns nie verzeihen, wenn wir nach Südfrankreich kämen, um in schwarzer Kleidung Trübsal zu blasen«, wirft Ruth ein, als glaubte sie, sich rechtfertigen zu müssen. »Unser Leben ist sehr still ohne ihn. Zum Glück haben wir unseren Jack, Leos jüngeren Bruder. Er wird sich uns in ein, zwei Tagen anschließen. Wir haben ihn in Paris zurückgelassen, wo er noch Recherchen für den Abschluss seines Kunstgeschichtsstudiums anstellt.«

Nachdem Ruth sich später entschuldigt hat, um die Toilette aufzusuchen, sagt Rupert zu Eve: »Leos Tod hat sie sehr mitgenommen. Die beiden standen sich nah. Wir wollten die Reise schon früher machen, aber die Eisenbahnen in Frankreich waren stark beschädigt, und ich bin mir auch nicht sicher, ob Ruth das geschafft hätte.«

Als Ruth zurückkommt, sind ihre Augen gerötet, aber sie lächelt entschlossen. »Rupert und ich haben nun lange genug auf schämliche Weise das Gespräch beherrscht«, wendet sie sich an Eve. »Jetzt möchte ich alles über Sie erfahren.«

Und zu ihrer eigenen Überraschung beginnt Eve, von Archie zu erzählen. »Verlobt haben wir uns an meinem achtzehnten Geburtstag. Ich wollte auch gleich heiraten. Mein Leben zu Hause war nicht das glücklichste. Als ich fünfzehn war, starb mein Vater. Meine Mutter und ich standen uns nie sehr nah, aber Archie meinte, wir sollten warten, bis er seinen Collegeabschluss hat. Dann brach

gegen Ende seines zweiten Jahres der Krieg aus, und natürlich hat er sich verpflichtet. 1940 wurde er getötet. Dünkirchen.«

Jetzt ist es an den Colletts, bestürzt zu sein. Aber Eve kommt sich wie eine Schwindlerin vor, die sich zu Unrecht Mitgefühl erschleicht. Schließlich sind seitdem acht Jahre vergangen. Und sie ist nun eine andere Person als die junge Frau, die in der letzten Reihe des Kinos Archie Saunders' Hand gehalten und ihn in Banbury hinterm Haus ihrer Mutter geküsst hat. In letzter Zeit hat sie Mühe, sich an Archies Gesicht zu erinnern. Wenn sie an ihn denkt, erscheint er ihr als Puzzle, das sich nicht zusammenfügen lässt: die aufregend dunkle, kräftige Behaarung seiner Arme, seine breiten Hände, die sich so rau anfühlten, sein überraschend helles Lachen.

»Es freut mich, dass es Ihnen gelungen ist, ein neues Glück zu finden«, sagt Ruth mit Blick auf Eves Ehering.

Eve hofft, dass ihr nicht die Röte in die Wangen schießt. »Oh ja. Ich traf Clifford auf einem Vortrag kurz nach dem Krieg. Um genau zu sein, traf ich seine Mutter auf diesem Vortrag, und Clifford stieß dazu, weil er sie mit seinem Auto abholte, und wir kamen ins Gespräch und, na ja, Sie wissen schon.« Sie lässt unerwähnt, wie sehr sie sich gewünscht hatte, ein von ihrer Mutter unabhängiges Leben zu führen. Oder dass sie sich eingeredet hatte, Clifford irgendwann lieben zu können. So viele Männer – wie Leo Collett – hatten den Krieg nicht überlebt, weshalb sie sich tatsächlich glücklich schätzen konnte, jemanden gefunden zu haben, der bereit war, sie zu heiraten. »Du hast deine beste Zeit schon hinter dir«, hatte ihre Mutter ihr vorgehalten, als sie es gewagt hatte, Zweifel anzumelden. Und: »Ihr jungen Frauen müsst begreifen, dass das wahre

Leben nicht so ist wie im Film. Es besteht nicht nur aus gut aussehenden Männern und Geigenklängen.«

Clifford, der bereits die dreißig überschritten hatte, als die Kriegshandlungen begannen, war zudem noch Einzelkind, mit einer dokumentierten Atemwegserkrankung. Deshalb waren ihm Auslandseinsätze erspart geblieben, und sein Kriegsdienst hatte darin bestanden, Transporte für das Royal Army Service Corps zu verwalten. Eve hofft, dass die Colletts nicht nachfragen werden, denn sie weiß beschämend wenig darüber. *Du fändest das nur langweilig, meine Liebe*, sagt Clifford, wann immer sie ihn darauf anspricht.

Zum Glück erkundigt Ruth sich jedoch nach ihrer eigenen Arbeit während des Kriegs, und als Eve von ihrer Zeit beim Women's Voluntary Service erzählt, wo sie half, gespendete Möbel an Menschen zu verteilen, deren Häuser bombardiert worden waren, hebt ihre Stimmung sich.

»Es tat mir gut, mich zur Abwechslung nützlich zu fühlen«, berichtet sie, froh über die Gelegenheit, in Erinnerungen zu schwelgen – Clifford hatte nämlich jedes Reden über den Krieg als »morbid« bezeichnet. Eve schämt sich zuzugeben, dass diese Kriegsjahre, in denen sie an der Seite anderer Frauen arbeitete und viele Stunden und oftmals sogar Tage fern von zu Hause verbrachte, die glücklichsten ihres Lebens waren.

Während ihrer Unterhaltung war hinter ihnen am Tisch die zwischen den beiden jungen Männern und der mürrisch dreinblickenden Frau geführte Diskussion immer hitziger geworden. Jetzt wird es richtig laut. Eve dreht sich um und sieht, dass der jüngere Mann aufgesprungen ist, das Gesicht rotfleckig, passend zu dem großen Glas Wein, das er gestikulierend in seiner rechten Hand hält.

»Seit wann bist du denn der Inbegriff aller moralischen Tugenden?«, sagt er zu dem Mann mit den grünen Augen, und Eve fällt auf, wie unsicher er auf seinen Füßen steht. »Von dir lasse ich mir nicht sagen, wie ich mich zu benehmen habe. Du bist nicht *er*. Egal, wie sehr du dir das auch wünschen magst.«

»Ach, nun setz dich doch, Duncan, du weißt gar nicht, wie langweilig du bist«, sagt die blonde junge Frau, doch sie klingt aufgekratzt, wie in freudiger Erwartung einer Szene.

»So ist's recht. Schlag dich nur auf seine Seite. Das tust du ja immer. Ich weiß nicht, warum du anstatt meiner nicht ihn heiratest. Oh, ich vergaß, er hat nicht um dich angehalten. Er hat eine andere gefragt. Nur dass wir darüber nicht sprechen dürfen, nicht wahr?«

Jetzt erhebt sich auch der größere Mann und wirft seine Serviette auf den Tisch. Auch er scheint nicht mehr allzu standfest zu sein. Da er Eve den Rücken zukehrt, kann sie seinen Gesichtsausdruck nicht sehen, aber ihr fallen seine angespannten Schultern und seine zur Faust geballte Hand auf.

»Warum verpisst du dich nicht einfach?«, sagt er.

Im Abteil halten alle die Luft an.

»Hat man denn so was ...«, setzt einer der Gäste am anderen Ende an und ist dabei, sich zu erheben.

Aber der Mann dreht sich um und torkelt mit dem Scotch in der Hand durch den Speisewagen. Als er an Eve vorbeikommt, begegnen sich ihre Blicke kurz, und er scheint zu zögern, und Eve hat das seltsame Gefühl, er wolle sich bei ihr entschuldigen. Aber der Augenblick geht vorüber, und schon ist er durch die Tür, hinter der die Schlafwagenabteile beginnen.

»Na, so was!« Ruths Augen glänzen vor Amusement. »Ich muss schon sagen, genau das hatte ich mir von der Côte d'Azur erhofft. Theatralik. Schlechtes Benehmen. Jetzt brauchen wir nur noch einen echten Kampf. Oder noch besser, ein Duell.«

»Ich gebe mein Bestes«, erwidert ihr Ehemann trocken. »Obgleich ich nicht versprechen kann zu gewinnen. Meine Reflexe sind nicht mehr das, was sie mal waren.«

Eve stimmt in das Gelächter ein. Aber später, als sie allein in ihrem Abteil ist, beschleichen sie Zweifel. Clifford hatte recht gehabt, als er Mr. Wilkes erzählte, sie habe ein behütetes Leben geführt. Obwohl der Krieg ihre Perspektive erweitert hat, weiß sie noch immer nicht, wie sie auf Menschen wie diese Gruppe am Nebentisch reagieren soll. Hätte sie von deren Grobheit angewidert sein sollen, wie Clifford das mit Sicherheit gewesen wäre? Oder darüber lachen wie Ruth? Oder es einfach hinnehmen und die Worte an sich abperlen lassen?

Sie schließt die Augen, und der Rhythmus des fahrenden Zugs wird in ihrem Kopf zur Stimme ihrer Mutter. *Das tut man nicht*, sagt die Stimme. Und wieder: *Das tut man nicht. Das tut man nicht.*

4

1. Juni 1948

Sie nimmt die Veränderung wahr, noch bevor sie die Augen aufschlägt. Es ist ein andersgeartetes Licht, das durch das Rollo vor dem winzigen Fenster scheint, und die Luft fühlt sich frisch an.

Auf den Ellbogen gestützt, zieht sie das Rollo hoch und ... *oh* ... Wie ein Feuerwerk explodiert der Sonnenaufgang am Himmel und färbt die Welt mit orangen, violetten und rosa Pinselstrichen. Eves gute Laune kehrt zurück, die Begeisterung angesichts dieser exotischen neuen Morgenröte lässt die Zweifel der vergangenen Nacht schnell vergessen. Obwohl sie das Meer nicht sehen kann, bildet sie sich ein, es zu spüren, weit und offen, die Oberfläche geriffelt von Winden aus Afrika.

»*Presque Marseille, Madame*«, sagt der Steward, der ihr Tee, Toast und Marmelade bringt.

Von den Colletts hatte Eve sich bereits am Abend zuvor verabschiedet, doch als der Zug anhält, um sich seiner Passagiere zu entledigen, fühlt sie sich doch ein wenig verlassen. Das Paar war ihr so ans Herz gewachsen, dass sie nicht nur ihren eigenen Verlust spürt, sondern auch traurig ist, weil die beiden in einer derart unglücklichen Mission unterwegs sind.

Eve hat Archies Grab nie besucht. Bei Kriegsende war

er bereits fünf Jahre tot, und die Eve, die seine Hand gehalten und von einer glücklicheren Zukunft geträumt hatte, gab es nicht mehr. Sie beide hatten in einer anderen Welt gelebt als der, in der Eve sich wiederfand, als so bald nach Kriegsende das Gefühl von Aufbruch erstorben war und die Ernüchterung einsetzte und ihr nach und nach bewusst wurde, dies könnte schon alles gewesen sein und ihr Leben von nun an immer weiter schrumpfen, bis es klein genug war, um wieder in das winzige Hinterzimmer im Haus ihrer Mutter zu passen.

Als der Zug durch das verschlafene Dorf Cassis fährt, wo die ersten Sonnenstrahlen die Bougainvillea um das Bahnhofsgebäude zum Leuchten bringen, fasst sie neuen Mut. Mit einem lauten Seufzer begrüßt sie das Mittelmeer mit seiner gläsernen Oberfläche, nur gelegentlich von einer trägen Welle gebrochen.

Am späteren Vormittag, als der Zug über das atemberaubende Viaduc d'Anthéor fährt, wo die Welt an beiden Seiten steil abfällt, sodass es scheint, als hätte das Abteil, in dem sie sitzt, Flügel bekommen, um durch den blauen Himmel zu rauschen, schwingt ihr Herz sich mit auf. Wie auch nicht, bei einer derart strahlenden Sonne, so klaren Farben und einer wie mit Goldpailletten übersäten See.

Der Steward klopft an. »*Cannes, le prochain.*« Er hat olivfarbene Haut und auf der Stirn eine Narbe in Form eines lächelnden Munds. Über die Narbe wundert Eve sich nicht allzu sehr. Die meisten Menschen haben Narben davongetragen.

Jetzt, wo der Moment bevorsteht, den Zug verlassen zu müssen, merkt sie, wie nervös sie ist. Was weiß sie schon über die Situation, auf die sie sich hier einlässt?

Als sie schließlich auf dem Bahnsteig steht und auf der

Suche nach der Person, die sie abholt, erst in die eine, dann in die andere Richtung blickt, wachsen ihre Bedenken. In all dem Getümmel aussteigender Fahrgäste mit bereits zum Gruß erhobenen Händen entdeckt sie kein Schild mit der Aufschrift »Madame Forrester«, keinen mürrischen französischen Angestellten, der geschickt wurde, um sie abzuholen.

Sie bekommt es mit der Angst zu tun und klammert sich an ihre Handtasche mit ihrem Notgroschen. Zu ihrem Entsetzen brennen ihre Augen bereits, sie ist den Tränen nah. Sie presst die Lippen zusammen, versucht nicht zu weinen und richtet ihren Blick auf den Zug, um sich den Anblick des sich rasch leerenden Bahnsteigs zu ersparen. Ein außergewöhnlich grünes Augenpaar schaut sie von drinnen heraus an. Es ist der Mann aus dem Speisewagen, derjenige, der am Vorabend an ihr vorbeigestürzt war. Das Lächeln, das seine Lippen umspielt, kränkt sie erst, macht sie dann aber wütend.

Findet er ihre Bedrängnis etwa amüsant? Er findet es wohl lustig, sie verloren auf dem inzwischen geleerten Bahnsteig stehen zu sehen, den Koffer, den ihr ein strahlender Steward gebracht hat, zu ihren Füßen?

Sämtliche Türen sind geschlossen, und mit einem Ruck setzt sich nach einem kurzen Pfiff aus der Trillerpfeife des Zugbegleiters der Zug in Bewegung. Der Mann im Abteil hebt seine Hand und deutet diskret auf etwas, das sich hinter ihr befindet. Eve wendet ihren Blick ab. Als sie wieder zu ihm hinsieht, wiederholt er die Geste mit fragend hochgezogener Augenbraue. Neben ihm starrt die blonde Frau aus dem Speisewagen durch Eve hindurch, als wäre sie gar nicht vorhanden.

Der Zug verlässt nun den Bahnhof. Und das keinen

Augenblick zu früh, denn vor ihren Augen verschwimmt alles. Erst als sie die Rückseite des letzten Waggons in der Ferne kleiner werden sieht, blickt sie sich endlich dorthin um, wohin der Mann gezeigt hatte. Und von da kommt eine Frau mit dem röttesten Gesicht, das Eve je gesehen hat, auf sie zugeeilt, in der Hand ein Blatt Papier, worauf in sorgfältiger Schnörkelschrift »Mme. Forrester« steht.

»Oh, Madame. Es tut mir so leid. *Désolée, désolée.*« Die Frau schnauft so heftig, dass Eve Mühe hat, ihr Englisch mit dem starken Akzent zu verstehen. »Der Wagen ... die Straße ...« Es ist eine komplizierte Geschichte mit einem Lastwagen, der den Verkehr blockiert hat, und Eve gibt es schon bald auf, ihr folgen zu wollen.

»Ich bin Marie Gaillard«, stellt die Frau sich schließlich vor und winkt einen Träger für Eves Gepäck herbei. »Ich werde Sie zu Ihrem Hotel bringen, damit Sie sich ausruhen können, später fahren wir dann zu meinem Mann. Bitte erzählen Sie ihm nicht, dass Sie hier auf mich warten mussten. Bernard wird nicht zufrieden mit mir sein. Er wird sagen, Marie, habe ich dir nicht gesagt, dass du immer zu spät kommst und deshalb das Haus eine halbe Stunde *eh*er verlassen musst, wenn du rechtzeitig ankommen willst.«

»Es ist alles gut«, sagt Eve. »Sie haben sich kaum verspätet.«

Zu Eves Überraschung setzt Marie sich, als sie zum Wagen kommen, einem kleinen orangen Vehikel, das für Eve nach kaum mehr als einer Blechdose auf Rädern aussieht, selbst hinters Steuer. Eve beäugt sie verstohlen vom Beifahrersitz aus. Nachdem die Röte verblasst ist, erkennt Eve, dass ihre Chauffeurin Ende vierzig sein dürfte, wache graue Augen ihr breites flaches Gesicht

beleben und üppiges Haar von undefinierbarer Farbe aufs Geratewohl hochgesteckt wurde. Sie trägt eine schlecht sitzende Hose, was Eve überrascht, denn in ihrer Vorstellung schwebten Französinen ständig in einer Wolke aus Parfüm und Seide.

Das kleine Auto schießt in den Verkehr und hätte um ein Haar ein Motorrad gestreift, auf dem ein Mann in Uniform sitzt, der die Faust hebt und eine Tirade loslässt, als sie ihn überholen.

»Hier in Cannes muss man vorsichtig sein. Die meisten Leute fahren wirklich schlecht.«

Eve wirft einen Blick auf Marie, um zu sehen, ob diese sich über sich selbst lustig macht, aber ihr Gesichtsausdruck spiegelt ihren Kummer über das Versagen ihrer Landsleute im Straßenverkehr.

Vor ihnen hat sich eine Autoschlange gebildet. Mit einem im Rachen gebildeten Klicklaut reißt Marie unvermittelt das Steuer nach links, macht einen Schwenk durch den entgegenkommenden Verkehr und biegt in eine Seitenstraße ab.

»Ha!« Sie lächelt triumphierend, als sie die Straße halb verlassen vorfindet. Sie steuert das Blechdosenauto im Zickzack, und Eve klammert sich Halt suchend an ihren Sitz. Vor einem Metzgerladen stehen die Leute in langer Schlange.

»Noch immer haben alle Hunger«, erklärt Marie. »Nie gibt es genug Fleisch. Nie genug Brot. Ständig verknappen sie die tägliche Ration. Sehen Sie?« Sie zeigt auf einen Mann mit eingefallenen Wangen. Er sitzt in einem Hausingang auf einer Zeitung und starrt ins Leere.

Endlich biegen sie in die Küstenstraße ein, rechts gesäumt von spärlichen Palmen, die sich im Wind wiegen.